# Die Coroados der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul

von Reinhold Hensef.

Den äussersten Süden Brasiliens, südlich vom oberen Laufe des Uruguay, bildet die Provinz Rio Grande do Sul. Sie gehört zu den Provinzen jenes Staates, die einen Wechsel von Grasland, Campos und Wald zeigen, doch ist in ihr das Erstere vorherrschend und geht nach Süden und Osten in die Ebenen von Uruguay und Corrientes und also auch in die Pampas der Argentinischen Staaten über.*)

Ueber die Urbewohner dieser Gegenden vor der Entdeckung Amerikas wissen wir nichts Bestimmtes, wir können nur annehmen, dass ihre Verbreitung damals eine wesentlich andere war als später. Mit der Einführung des Pferdes durch die Spanier ist in den Verhältnissen der die Südspitze Amerika's bewohnenden Indianer eine vollständige Aenderung eingetreten.

Die ausgedehnten Steppen, welche weder dem Jäger eine grosse Ausbeute an jagdbarem Wilde, noch dem sesshaften Ansiedler in der Ernte einen Lohn seiner Mühe gewähren konnten, verloren mit der Verbreitung des Pferdes ihren Charakter der Oede und Unzugänglichkeit. Es spricht sehr für einen hohen Grad der Intelligenz bei den Urbewohnern jener Regionen, dass sie die Bedeutung des Pferdes so schnell erkannten und sich mit dem Gebrauche desselben so vertraut machten, dass sie nach kurzer Zeit als die ersten Reiter der Welt angesehen wurden. Die Steppen wurden ihnen durch das Pferd erschlossen und die bisher nur auf Fluss und Wald angewiesenen Indianer verwandelten sich in jene kühnen Freibeuter, die heute noch der Schrecken der weissen Bevölkerung in den Pampas sind.

Es fehlt gegenwärtig noch an einem positiven Merkmal, um diese Stämme des äussersten Südens von den Guarani- und Tupi-Völkern zu unterscheiden, aber dass sie sich des Pferdes bemächtigt und einem Nomadenleben mehr oder weniger ergeben haben, ist für sie charakteristisch.

Die Provinz Rio Grande do Sul scheint niemals von diesen unstäten Camp-Indianern sehr bevorzugt worden zu sein. Das wellenförmige Hügelland von bewaldeten Höhenzügen unterbrochen, die schlechtere Weide und

*) In Bezug auf die geographischen Verhältnisse der Provinz verweise ich auf meine „Beiträge zur näheren Kenntniss der brasilianischen Provinz Rio Grande do Sul," in der Zeitschrift für Erdkunde. Berlin 1867. pg. 227.

vielleicht auch frühzeitige Ansiedlungen der weissen Rasse sind den Nomaden ein Hinderniss gewesen. Es scheint, dass die Mehrheit der Urbewohner der Provinz aus den sesshafteren Guarani bestanden hat. Namentlich in den nordwestlichen Gegenden, den sogenannten „Missionen," waren sie wie in Paraguay von den Jesuiten angesiedelt und cultivirt worden. Ueberall in ganz Rio Grande do Sul stösst man auf Namen, die dem Guarani angehören, z. B. die Flussnamen Gravatahý, Cahý (hy das Wasser), Capiváry (von Hydrochoerus capybara so genannt). Die Namen der Pflanzen, namentlich der nutzbaren Waldbäume, gehören meistens dem Guarani an und nur wenige, wie z. B. pinhão, carvalho, cereja hat der Riograndenser dem Portugiesischen entlehnt. Die Thiere führen theils portugiesische Namen, wie veado branco (cervus campestris), veado pardo (Cervus rufus), theils solche des Guarani wie virá (Cervus nemorivagus), theils haben die ersten Ansiedler indianische Namen aus den nördlicheren Provinzen Brasiliens eingeführt, wie bouchi für den Brüllaffen (caraya in Paraguay).

Während die Guarani-Völker als die Träger der ältesten Kultur in Rio Grande do Sul erscheinen, haben offenbar ausser ihnen noch andere, mit ihnen nicht verwandte Stämme diese Provinz bewohnt, so die zu den Pampas-Indianern zu zählenden Minuanos im Südwesten, welche gegenwärtig wohl verschwunden sind, nach denen aber noch heute zu Porto Alegro der eisigkalte Südwest „Minuano" genannt wird, und die Charrua, welche sich noch in wenigen Ueberresten in den schon erwähnten „Missionen" am Uruguay finden sollen. Im Norden der Provinz, d. h. auf der sogenannten Serra oder dem Hochlande und in dem ausgedehnten Urwalde der Terrasse, welche jenes vom Tieflande scheidet, fanden sich Botocuden, welche sich dadurch von den nördlichen Botocuden unterschieden, dass sie in der Unterlippe nur eine kleine Oeffnung ohne Holzpflock besassen, deren sie sich zum Pfeifen bedienten. Sie waren ihrer Wildheit wegen sehr gefürchtet und haben noch die ersten deutschen Colonisten im Urwalde vielfach belästigt. Gegenwärtig scheinen sie ganz zurückgedrängt und nur auf die Provinzen Paraná und Sta. Catharina beschränkt zu sein, wo namentlich die Colonie Brusque jetzt noch ihren Räubereien ausgesetzt ist.

Auf ein früheres Vorkommen der den Guarani verwandten Tapes-Indianer scheint der Name der Serra dos Tapes im Westen der Lagoa dos Patos hinzuweisen.

Gegenwärtig sind alle die genannten Stämme der Ureinwohner verschwunden oder auf nur wenige Individuen reducirt. Dagegen hat sich bis heute einer jener Stämme erhalten, die von den Brasilianern „Coroados" genannt werden.

Der Name „coroado," gekrönt, soll von coroa, die Krone, herkommen, und wird von den Brasilianern denjenigen Indianern beigelegt, welche eine Tonsur tragen, so dass der Kopf von einem Haarkranze wie von einer Krone umgeben wird.

Man findet Coroados in mehreren Gegenden Brasiliens*), es bleibt aber noch eine offene Frage, wie weit sie identisch oder mit einander verwandt sind. In Rio Grande do Sul scheinen sie erst in verhältnissmässig neuerer Zeit eingewandert zu sein, da sich selbst in den gegenwärtig von ihnen bewohnten Gegenden nirgends Ortsnamen aus ihrer Sprache entlehnt vorfinden. Sie scheinen aus dem Nordwesten her vorgedrungen zu sein, vielleicht aus der Provinz Paraná und haben im Kampfe mit den schon erwähnten Botocuden diese vor sich her und schliesslich in die Provinz Sta. Catharina getrieben zum Theil wohl mit Unterstützung der brasilianischen Regierung, die sich ihrer als eines Mittels zur Bekämpfung jener gefährlichen Räuber bedient.

Die Coroados sind ächte Waldindianer, welche als solche den Camp und das Wasser vermeiden. Sie reiten daher weder, noch treiben sie Flussschiffahrt. Man trifft zwar einzelne Individuen bei den Viehzüchtern der Serra oder als Ruderknechte auf den grossen Flüssen des Tieflandes, doch sind sie dann fast immer als Kinder ihren Eltern entführt worden und unter Weissen aufgewachsen. Die brasilianische Regierung hat sich bemüht, die Coroados aus ihren Wäldern zu locken und an feste Niederlassungen zu gewöhnen. Daher finden sie sich gegenwärtig in Rio Grande do Sul fast nur in einem mehr oder weniger cultivirten Zustande und zwar an 3 Punkten, bei Nonohay am oberen Uruguay in der Nähe der Mündung des Rio Passo fundo, in den Campos do meio und bei der Militär-Colonie Casēros, die im Matto portuguez auf der Grenze zwischen den Campos do meio und denen der Vaccaria gelegen ist.

Es war am 21. Mai des Jahres 1865, als ich die genannte Colonie besuchte und während eines einwöchentlichen Aufenthaltes daselbst, Zeit und Gelegenheit hatte, die Indianer genau kennen zu lernen. Diese hatten früher unmittelbar an der für Neger-Soldaten gegründeten Colonie gewohnt, doch hatten sie seit einem Jahre ihre Hütten eine Legua weiter davon entfernt, da eine Blattern-Epidemie unter ihnen ausgebrochen war und viele hingerafft hatte. In einem solchen Falle pflegen sie die Hütten der Verstorbenen zu verbrennen und die Gegend zu verlassen.

Die Regierung hat diesen Niederlassungen der Indianer besondere Directoren vorgesetzt, zu deren Aufgaben es gehört, die noch nicht aldeisirten Indianer aus den Wäldern zu locken und an ein sesshaftes Leben zu gewöhnen. Daher erfährt man auch über deren Zahl nichts Sicheres, da es im Interesse der Directoren liegt, ihre Menge so gering als möglich anzugeben, um die eigene Thätigkeit recht gross erscheinen zu lassen. Namentlich am oberen Taguary und zwischen ihm und dem Cahy scheinen noch vollständig wilde Coroados vorzukommen, wie man aus den von Zeit zu Zeit sich wiederholenden, jetzt aber fast ganz

---

*) Vergl. Burmeister, Reise nach Brasilien etc. Berlin 1853. p. 246.

unterbliebenen Ausfällen auf die deutschen Colonisten des Urwaldes schliessen kann. Doch ist nicht unwahrscheinlich, dass manche dieser Räubereien den civilisirten Indianern, namentlich denen von Caseros zuzuschreiben sind, die zuweilen aus ihren Niederlassungen verschwinden, ohne dass man bei ihrer Rückkehr mit Sicherheit erfährt, wo sie inzwischen geblieben sind. Auch flüchten nicht selten entlaufene Sclaven in den Wald, welche dann leicht durch Noth getrieben werden, das Eigenthum der Colonisten anzugreifen.

Zum ersten Male hatte ich im Jahre 1864 Gelegenheit gehabt, die Indianer der Militär-Colonie von Monte Caseros und zwar in Porto Alegre selbst zu sehen. Ihr damaliger Kazike Doble, den die Regierung für seine ihr geleisteten Dienste zum Range eines Brigadier erhoben hatte, war mit mit einem Theile seiner Bande und einem Transporte von vielleicht dreissig wilden Coroados nach der Hauptstadt gekommen, um sich für diesen bedeutenden Fang eine besondere Belohnung vom Gouvernement zu holen. Dieser Häuptling war ein höchst intelligenter Mann und ein ganz besonderer Schlaukopf, dem es ein Leichtes gewesen wäre, sämmtliche wilde Coroados aus den Wäldern zu bringen und nur der gezähmte Indianer vermag hier des wilden habhaft zu werden, allein er liess sich den geringsten Dienst sehr theuer bezahlen und war verhältnissmässig sehr sparsam in dem Einfangen seiner ungezähmten Stammesgenossen, um die Waare nicht im Preise sinken zu lassen, und sich als beständig unentbehrlich zu erhalten. Bei diesem Aufenthalte in Porto Alegre wurden sie von dem Blatterngifte inficirt; doch brach die Epidemie erst nach der Rückkehr in ihre Niederlassung aus und richtete so grosse Verheerungen unter ihnen an, da die Coroados wie alle Indianer die Fieberhitze durch das Baden im kalten Wasser zu beseitigen suchen.

Bei meinem Besuche in der Militär-Colonie gelang es mir, zwei ihrer Gräber ausfindig zu machen und zu öffnen. Das eine derselben gehörte einem gemeinen Individuum an, und war durch nichts von aussen kenntlich. Der Todte lag in einen alten Poncho eingewickelt etwa 3 Fuss tief auf dem Rücken horizontal in der Erde, nur der Kopf war nach der Brust geneigt. Das Fleisch war fast ganz abgefault und nur ein Rest des Gehirnes war noch in der Schädelhöhle. Das Skelet war zerfallen, seine Knochen aber lagen in vollständiger Ordnung. Das dicht daneben befindliche Grab gehörte jedoch einem angesehenen Oberhaupte von aristokratischer Abstammung an, nach Angabe der Bewohner der Militär-Colonie, und war leicht kenntlich an dem grossen mehrere Schritte im Durchmesser haltenden Erdfleck, der frei von Gras war und in dessen Mitte etwa 2 Fuss tief das Skelet lag. Doch waren die Knochen desselben vollständig durcheinander geworfen. Die Indianer pflegen nämlich die Knochen der Häuptlinge, wenn das Fleisch abgefault ist, aus der Erde zu nehmen und an einer andern Stelle wieder einzugraben, und wahrscheinlich hatten sie schon früher das Grab geöffnet, um sich von der Verwesung der Fleischtheile zu überzeugen,

und dabei die Knochen durcheinander geworfen. Sie wollten auch, wie sie mir mittheilten, im nächsten Monat ein grosses Fest feiern, wahrscheinlich um die Uebersiedlung der Knochen auszuführen. Der kahle Fleck auf dem Grabe rührte von einem früheren Feste zum Gedächtniss des Todten her wobei zugleich auf dem Grabe getanzt worden war. Diese Feste arten zu wilden Trinkgelagen aus, denn die Indianer wissen aus Maiskörnern, welche von den Weibern gekaut und in ein grosses Gefäss gespieen werden, ein berauschendes Getränk zu bereiten. Die gekaute Masse geht durch den beigemengten Speichel bald in Gährung über und soll sehr berauschend wirken. Den Weibern ist der Genuss dieses Getränkes streng untersagt. Sie müssen bei den Gelagen stets nüchtern bleiben und bilden eine Art Wache, die über jeden betrunkenen Mann herfällt, ihn bindet und in eine besondere, dazu bestimmte Hütte schleppt, um so dem Blutvergiessen unter den Trunkenen vorzubeugen. Schomburgk erzählt Aehnliches von den Caraiben in Guiyana.

Von Gestalt sind die Coroados ausserordentlich kräftig und stämmig gebaut, aber eher klein als gross zu nennen, höchstens erreichen sie Mittelgrösse. Die Weiber sind immer klein. Beide Geschlechter zeichnen sich wie alle Indianer durch kleine Hände und Füsse aus. Das Haar ist schwarz und straff. Die Augen sind ebenfalls schwarz oder ganz dunkelbraun, eine schiefe Stellung derselben ist nicht zu bemerken. Das Gesicht ist breit und entspricht dem runden etwas grossen Kopf. Die Stirn ist niedrig, die Nase kurz und breit, bei einzelnen Individuen schmäler und etwas gebogen, der Mund breit. Die Backenknochen sind mehr oder weniger vorstehend, so dass das ganze Gesicht einen etwas mongolischen Typus erhält. Die Zähne sind nicht schärfer gestellt als bei Weissen. Die Farbe ist keineswegs roth, sondern wie hellgebrannter Kaffee oder wie lohgares Leder, bei einzelnen, namentlich jüngeren, Individuen selbst ein etwas dunkles Weizengelb.

Ihre Hütten sind höchst zierlich und sauber eingerichtet und unterscheiden sich dadurch sehr vortheilhaft von denen der ärmeren Brasilianer. Als Grundlage des Baues dienen zwei schwache Stämme, am oberen Ende mit einer Gabel versehen. Sie werden je nach Länge der Hütte mit dem untern Ende in die Erde gegraben. Auf die Gabeln kommt eine Stange, welche so die Firste der Hütte bildet. Längs dieser Mittellinie sind seitlich 2 Pfähle, einer vorn, der andere hinten in den Boden gesteckt, die am oberen Ende ebenfalls gegabelt sind, aber nur eine Höhe von 2—3 Fuss erreichen. Auf ihnen ruhen gleichfalls Stangen, welche den untern Rand des Daches tragen. Auf dieses Gerüste ist sodann ein Sparren- und Lattenwerk gelegt, sehr ähnlich wie bei unseren Häusern. Das Dach ist aus langem, trocknem Grase gebildet und gleicht ganz jenen Dächern aus Langstroh, wie sie auch bei uns auf dem Lande zu finden sind. Die niedrigen Seitenwände des Hauses und die ziemlich hohen Giebel bestehen auch aus Sprossen ähnlich denen des Daches, sind oben ebenfalls auf der Aussenseite mit jenem Grase gedeckt. Die Thür befindet sich an einer der

Giebelseiten. Das Ganze würde einigermassen den Hütten der Obstwächter an unsern Chausseen ähneln, nur mit dem Unterschiede, dass bei diesen das Dach bis auf die Erde herabgeht, die Seitenwände also fehlen.

Innerhalb ihrer Niederlassung gehen beide Geschlechter nackt, begeben sie sich aber in die Gesellschaft der Weissen, so sind sie gezwungen, Kleider anzulegen. Die Männer ziehen dann Beinkleider, auch wohl ein Hemd an, die Weiber wickeln den Leib von den Hüften abwärts in ein Stück Zeug, so dass es aussieht, als hätten sie einen Rock angelegt, um die Schultern werfen sie ein kleineres Tuch, ähnlich unseren Taschentüchern, von dessen vier Zipfeln sie zwei vorn auf der Brust in einen Knoten vereinigen, die Brust selbst bleibt frei. Dem Weibe fällt die ganze Last der häuslichen Arbeit zu, eben so das Einsammeln der Nahrungsmittel, namentlich im Winter, d. h. im Mai und Juni, wenn die Früchte der Araucarien reif sind, die um die genannte Zeit ihre Hauptnahrung bilden. Auch werden Vorräthe davon angelegt, doch nicht in dem Grade, wie es bei der Häufigkeit der Araucarien möglich wäre. Sie besteigen die hohen, astlosen Stämme dieser Bäume, indem sie die Füsse durch eine biegsame Schlingpflanze oder einen Strick, etwa von der Ausdehnung eines langen Schrittes, verbinden, und ausserdem noch ein entsprechend langes Stück des Strickes um den Stamm schlingen, das sie an beiden Enden mit den Händen fest halten. Die Weiber tragen alle Lasten, auch ihre kleinen Kinder, an einem breiten, um die Stirn gewundenen Bande, welches über den Rücken herabhängt und hier mit einem Korb oder Tuch in Verbindung steht.

Die Männer beschäftigen sich blos mit der Jagd und bedienen sich dazu der Bogen und Pfeile und der Hunde, welche sich von denen der Brasilianer nicht unterscheiden. Fallen stellen sie nicht. Papageien schiessen sie mit stumpfen Pfeilen oder fangen sie auf eine höchst eigenthümliche Weise. Diese Vögel haben nämlich bestimmte Bäume, auf denen sie in grossen Schwärmen jede Nacht zubringen. Auf einem solchen Baume bauen nun die Indianer eine Hütte von Zweigen, die so dicht an einander gefügt sind, dass die Vögel den in der Hütte verborgenen Jäger nicht bemerken. Dieser ist mit einer langen Ruthe wie zum Angeln bewaffnet, welche am oberen Ende eine Schlinge trägt. Haben nun die Papageien sich ihr Nachtlager ausgesucht, so zieht sie der Jäger mittelst der Schlinge und der Angelruthe nach einander in die Hütte und tödtet sie, bis er hinreichendes Material zum Nachtessen besitzt.

Die Pfeile, welche wohl 5' lang sind, bestehen aus Holz und Rohr, wobei dieses die vordere Hälfte bildet. Beide Stücke sind durch einen Bindfaden, der aus den Blättern der kleinen stachlichen Tucúm-Palme gewonnen wird und ganz unserem Bindfaden gleicht, zusammengefügt. Die Spitze ist gewöhnlich aus Knochen und wird aus dem Oberarmbeine eines Affen oder Rehes sehr sinnreich geschnitzt, da dieser Knochen ein gerades Mittelstück besitzt, nach dem oberen Gelenkkopf hin aber eigenthümlich ge-

bogen oder verdickt ist. Man kann daher aus ihm ein ziemlich langes Stück herausschneiden, welches in seiner vordern Hälfte ganz gerade ist, also in der Achse des Pfeiles liegen kann, während das hintere Ende wegen seiner Krümmung nach hinten zu vom Pfeile absteht, also als Widerhaken fungirt. Zuweilen nehmen sie auch Eisen zu den Pfeilspitzen, namentlich Messerklingen, dann werden diese zweischneidig zugeschliffen und dienen gewöhnlich zur Jagd auf grössere Thiere, z. B. Anten oder den Jaguar. Die Ersteren werden von den Hunden getrieben und flüchten immer nach dem Wasser, die Indianer sind aber so schnell, dass sie nicht selten schon vor der Ante am Wasser anlangen und diese dann erwarten. Eine gleiche Gewandtheit entwickeln sie auf der Jagd der Bisamschweine, und es wurde mir ein alter Indianer gezeigt, der von so grosser Stärke und Schnelligkeit war, dass er die wüthenden und den Jägern so gefährlichen grossen Bisamschweine (Dicotyles labiatus) lebendig an den Hinterbeinen zu fangen wagte. Der Jaguar lässt sich, wenn er alt ist, von den Hunden nicht auf einen Baum treiben, sondern erwartet seine Gegner auf der Erde. In diesem Falle ist er für den Jäger sehr gefährlich, und die Indianer wagen dann, wie sie erzählten, ihn nur anzugreifen, wenn sie in grosser Anzahl vereinigt sind. Sie rücken alsdann dem Thiere, im Halbkreis geordnet, so nahe wie möglich und schiessen alle zu gleicher Zeit ihre Pfeile ab Der Jaguar, welcher, wenn er von einem einzelnen Pfeile getroffen wird, sich unfehlbar auf den Schützen stürzt, wird nun so rathlos, dass er statt auf seine Feinde loszuspringen, sitzen bleibt und die zahlreichen Pfeile durch Abreissen zu entfernen sucht, unterdess bekommt er eine zweite und dritte Salve und erliegt gewöhnlich, ohne den Jägern Schaden zugefügt zu haben. Rehe und Gutis (Dasyprocta aguti) jagen die Indianer wohl, essen aber nicht ihr Fleisch, wahrscheinlich aus religiösen Gründen.

Obgleich die Coroados der Niederlassungen alle getauft sind, so haben sie doch sonst keine Lehren der christlichen Religion angenommen und halten noch an ihrem früheren Glauben und beten zu gewissen Sternen, tupă genannt. Sie leben in Polygamie, doch pflegt nur das Oberhaupt drei bis vier Weiber zu haben, die Uebrigen begnügen sich mit einer Frau, wenigstens in neuerer Zeit. Nahe Verwandte heirathen einander nicht, und sie sind in diesem Punkte sehr genau. Der Kazike hält die Trauungen ab, doch hoffte man, sie bald zur kirchlichen Trauung zu bringen. Eigentliche Priester haben sie nicht. Früher trugen die Coroados eine grosse Tonsur, jetzt scheeren sie den kleinen Kindern, die schon mit behaarten Köpfen geboren werden, nur einmal eine solche und lassen dann die Haare für immer wieder wachsen. Die Weiber nehmen eine sehr untergeordnete Stellung ein und werden nicht geachtet. Obgleich Ehen geschlossen werden, so scheinen sie doch nicht so bindend zu sein, da man sich nicht scheut, den Fremden in Hoffnung einer Belohnung die Weiber anzubieten. Es giebt freilich Ausnahmen. Ein junger Coroado, der die Tochter des Kaziken

Doble zur Frau hatte, nahm dieselbe, gegen die Sitte der Indianer überhaupt, als bei ihr die Blattern ausbrachen, sammt dem ganzen Hausrath auf den Rücken und trug sie in eine abgelegene Gegend des Waldes, wo er bei ihr blieb und sie verpflegte, bis die Krankheit überstanden war. Die „schöne Isabella," denn alle Indianer der Militair-Colonie haben ausser ihrem indianischen Namen auch einen portugiesischen, wurde sehr verlegen und betrübt, so oft sie bemerkte, dass sie Gegenstand der Beobachtung war, und nur wenn sie erfuhr, dass man den Fremden auch von ihrer früheren Schönheit erzählte, glitt ein wehmüthiges Lächeln über die entstellten Züge.

Eine Pietät für das Alter scheinen die Coroados wie die meisten Indianer nicht zu kennen, denn die Bewohner der Serra erzählten, es seien damals, als der Trupp die oben erwähnte Reise nach Porto Alegre unternahm, bei demselben drei alte Männer gewesen, welche den Anstrengungen der weiten Fusstour nicht mehr gewachsen, und den Reisenden hinderlich geworden seien. Auf einen Befehl des Kaziken wurden sie am Rande der Serra von den jüngeren Mitgliedern der Gesellschaft erschlagen und am Wege begraben, so dass der Trupp nun ohne Aufenthalt seine Wanderung fortsetzen konnte. Ein anderer alter Mann, der wenigstens noch mit den Uebrigen marschiren konnte, wurde genöthigt, die sämmtlichen jungen Hunde zu tragen, die eine Hündin unterwegs geworfen hatte, während die jungen und rüstigen Männer nur mit ihren Waffen in der Hand unbepackt einhergingen.

Von den Brasilianern werden den Coroados Treulosigkeit, Falschheit und Hinterlist zum Vorwurf gemacht und vielleicht nicht mit Unrecht, denn der Indianer hat seine eigenen Begriffe von Moral, allein wenn man weiss, dass es unter den Estancieros der Serra Sitte war, solche Indianer, die sich bei ihnen als Arbeiter um Lohn verdungen hatten, nach vollendeter Arbeit oder Dienstzeit, wenn es zur Abrechnung kam, an eine einsame Stelle zu führen und als angebliche Spione meuchlings zu erschiessen*), so wird man die Treulosigkeit der Indianer wohl minder hart beurtheilen.

Die Intelligenz der Coroados ist nicht gering und sie stehen darin den Weissen ohne Zweifel vollkommen gleich. Die Einrichtungen der Feuergewehre sind ihnen wohl bekannt, doch lehnten sie einen Tausch solcher gegen ihre Bogen und Pfeile ab, mit der ganz richtigen Bemerkung, ein Gewehr passe nicht für sie, denn es sei zu schwer zum Gebrauch im Walde, es knalle zu sehr, man müsse nach jedem Schusse wieder laden, und die Munition sei nur mit Schwierigkeit wieder zu ersetzen. Früher glaubten die Coroados sowohl wie die Botocuden, mit einem Gewehr könne man ununterbrochen schiessen; daher war ein solches der sicherste Schutz der Colonisten, beim ersten Schuss liefen sie alle davon. Jetzt aber haben sie gelernt,

*) Dies ist selbst deutschen Arbeitern widerfahren, die bei einzelnen Viehzüchtern der Serra in Dienst getreten waren.

dass Gewehre immer wieder geladen werden müssen, und wollte man, im Kampfe mit ihnen, auf sie schiessen, so würde man verloren sein. Es gilt daher vielmehr als Regel, auf sie nur anzuschlagen. So bald sie dies sehen, werfen sie sich alle zur Erde, um den Schuss über sich weg gehen zu lassen. Unterdess kann man die Flucht ergreifen, bald aber erheben sich die Indianer und nehmen die Verfolgung wieder auf. Sind sie nahe genug gekommen, so zielt man wieder, die Indianer wiederholen dasselbe Manöver wie vorhin, und auf diese Weise ist es schon manchem Weissen geglückt, der fern vom Hause überfallen wurde, dieses und somit Hilfe zu erreichen. Als ich dem Kaziken der Coroados einen Revolver zeigte, den er noch nie gesehen hatte, so begriff er sogleich auch ohne Erklärung den ganzen Mechanismus desselben, zählte sofort die Zahl der Schüsse und erklärte seinen Untergebenen, dies sei eine Waffe vorzüglicher als die Gewehre, denn damit könne man sechsmal schiessen, ohne laden zu müssen.

Natürlich thut es der Höhe ihrer Intelligenz keinen Abbruch, wenn sie Dinge unbegreiflich finden, welche uns ganz geläufig sind. So erregte ihr grösstes Erstaunen ein Hühnerhund, welcher apportiren konnte, und von dem sie glaubten, er verstände alle meine Befehle. Unterstützt wurde diese Ansicht noch durch das für sie auffallende Aeussere des Hundes, da sie bei einem solchen noch nie so lange Ohren gesehen hatten. Als ich den Hund „verloren" suchen liess, glaubten sie, er kenne die Namen aller Gegenstände und bringe wie ein Sklave jeden derselben, wenn er ihm genannt würde. Als ich darauf aus Scherz ihnen sagte, der Hund finde jeden Menschen, und wenn dieser noch so weit entfernt und versteckt sei und den Vorschlag machte, Einer von ihnen solle mehrere Meilen weit in den Urwald gehen, der Hund würde ihn finden und fangen, so wichen sie scheu einige Schritte zurück, um aus der Nähe des unheimlichen Thieres zu kommen und Keiner wollte den Versuch wagen.

Obgleich der Coroado wie jeder Indianer mehr finsteren und verschlossenen Sinnes ist und in Gesellschaft Fremder eine beobachtende Stellung einnimmt, so ist er doch auch kein abgesagter Feind der Lustigkeit, nur muss er sich in ganz bekannter Umgebung befinden und sich hier heimisch fühlen. Als einst die Indianer wie gewöhnlich unser Thun und Treiben beobachteten, befand sich unter ihnen ein munterer Bursche, dessen leuchtendes und bewegliches Auge deutlich die ihm innewohnende Schalkhaftigkeit ausdrückte. Er war der Komiker der Gesellschaft und in der That nicht ohne darstellendes Talent. Nachdem die Indianer eine Weile uns in unseren Beschäftigungen zugesehen hatten, fiel mir auf, dass sie ermunternd und zuredend unter einander zu flüstern schienen, während ihre Mienen eine besondere Heiterkeit ausdrückten. Auf meine Frage, was es gäbe, schoben sie endlich jenen Burschen in den Vordergrund, während der Kazike unter dem Lachen der übrigen erklärte, dieser könne deutsch sprechen. Auf mein Zureden, seine Künste zu zeigen, wendete er erst wie verschämt Kopf und

Hals unter Lachen einige Zeit hin und her, bis er endlich mit einem Male eine Reihe unartikulirter und plappernder Laute ausstiess und darauf unter dem herzlichen Gelächter seiner Genossen schnell im Hintergrunde verschwand. Obgleich die Vorstellung für den deutschen Reisenden eben nicht sehr schmeichelhaft gewesen war, so bewies sie doch, dass, um mich eines modernen Ausdrucks zu bedienen, der Homo americanus hinlängliche Bildungs ähigkeit besitzt, die nur des Anstosses von Aussen harrt, um ihn als dem Weissen ebenbürtig erscheinen zu lassen. Freilich fehlt dieser Anstoss ganz, denn die Art und Weise, in welcher die Civilisation im Allgemeinen an den Wilden herantritt, ist mehr geeignet, ihn abzuschrecken, als anzuziehen. Mag ihn auch bei der ersten Berührung mit dem Weissen Ehrfurcht vor der Macht desselben erfüllen, bei näherer Bekanntschaft macht dieselbe gewiss der grössten Verachtung Platz. Denn leider sind diejenigen Individuen der weissen Rasse, welche bestimmt sind, die Indianer für die Civilisation zugänglich zu machen, in fast allen Fällen durchaus ungeeignet für ihren hohen Beruf.

Als der unmittelbarste Ausdruck nationaler Eigenthümlichkeit wird immer die Sprache gelten un die Art, wie sie sich dem Ohre vernehmbar macht. Ein grösserer Gegensatz, als er hierin zwischen Neger und Indianer besteht, ist kaum zu denken Jener, das Product offener Ebenen Afrika's, hat eine lautpolternde, fernhin hörbare Stimme. Wenn zwei Neger in gegenseitiger Unterhaltung und unmittelbar neben einander dahin schreiten, so kann man noch auf mehr als 1000 Schrite hin, ihre Unterhaltung hören. Der brasilianische Indianer ist das Produkt der undurchdringlichen, Gefahren drohenden Urwälder seines Vaterlandes. Lautlos und vorsichtig windet er sich durch das Dickicht, stets bemüht, seine Gegenwart so viel als möglich zu verbergen, um seinen Feinden, Menschen oder Thieren, zu entgehen, oder die Beute sicherer zu überraschen. Die Verständigung der Jagdgenossen unter einander muss so still als möglich geschehen. Jeder laute Ruf ist verpönt, wenn er nicht die Nachahmung einer Thierstimme ist und als Signal gilt. Die Stimme sinkt zu einem leisen Flüstern herab, und Geräusche, nur in nächster Nähe vernehmbar, treten an die Stelle der laut schallenden Vokale. Selbst die Lippen nehmen nur wenig Antheil an der Bildung der Laute, und oft, wenn die Indianer um das Feuer sassen, konnte man nur durch genaues Beobachten des Mundes entdecken, dass sie sich mit einander unterhielten. Höchstens vernahm man ein unbestimmtes Wispern und Murmeln, was unsern Begriffen von Lautbildung wenig entsprach. Als ich einst den Kaziken aufforderte, mir einen Satz in seiner Muttersprache vorzusprechen, so schien er mir bloss einige wenige Vokalgeräusche auszustossen und doch erklärte er nachher, mich gefragt zu haben, warum ich nur die Scelete der Säugethiere, nicht auch, die der Vögel, sammelte.

Wir besitzen Vokabularien aus den Sprachen fast aller Naturvölker. Allein wer die Indianer selbst sprechen gehört hat, wird die Ueberzeugung

gewinnen, dass es absolut unmöglich ist, durch unsere Lautzeichen auch nur annähernd ihre Sprache wiederzugeben.

Gleichwohl habe auch ich den Versuch gemacht, einige ihrer Wörter niederzuschreiben, allerdings in der Ueberzeugung, dass ein Coroado schwerlich die ihm vorgelegten Wörter verstehen werde.

Die grösste Schwierigkeit macht ein Nasenlaut am Anfang der Silbe, den ich durch ng oder nj anzudeuten versucht habe, und der so selbstständig ist, dass er vielleicht als besondere Silbe aufgefasst werden muss. Eigenthümlich ist zuweilen die Wiederholung eines Wortes, die so schnell erfolgt, wie etwa zwei Silben eines und desselben Wortes ausgesprochen werden, und von der man nicht weiss, ob sie wesentlich ist, oder nur dem Fragenden das Auffassen des Vorgesprochenen erleichtern soll. Sehr mühselig ist das Abfragen von Zahlen. Will man von dem Indianer, der nur seine Muttersprache kennt, wissen, wie „Eins“ heisst und zeigt man ihm zum bessern Verständniss einen Finger oder einen Baum etc., so erfährt man immer nur, was „Finger“ oder „Baum“ heisst. Doch glaube ich, mich bei meinen Versuchen, einige Zahlwörter zu erfahren, nicht getäuscht zu haben.

So unbedeutend auch das nachstehende Verzeichniss einzelner Wörter aus der Sprache der Coroado's von Rio Grande do Sul ist, so wird es doch genügen, die Verschiedenheit dieser Sprache vom Guarani darzuthun. Was die Aussprache derselben anbetrifft, so bemerke ich, dass die mitgetheilten Wörter deutsch zu lesen sind.

Vater, njog.

Mutter, nja.

Kind, idkotchídn.

Ante (Tapir) ojúl, bezeichnet auch „Pferd“, da die Ante das grösste der den Indianern ursprünglich bekannten Thiere war In der Bedeutung „Pferd“ wurde das Wort oft verdoppelt, ojúlojúl, vielleicht um der bedeutenderen Grösse des Pferdes zu entsprechen;

Hund, honghong, offenbar onomatopoetisch, um die Stimme des Hundes auszudrücken Das h mit einer starken Aspiration, das g am Ende der Silbe oder des Wortes etwas hörbar, aber nicht so hart wie k;

Jaguar, ming;

Cuguar, miguschóng;

Brüllaffe (Mycetes ursinus) ngog;

Cebus fatuellus, cajélle;

Katze (Felis macrura), nglüden;

Kuh, budniká;

Hausschwein (nicht Pecari) nglüggenglügg. Es war mir nicht möglich zu erfahren, ob diese Namen der den Indianern ursprünglich unbekannten Hausthiere einheimischen Thieren entlehnt oder ob

sie onomatopoetisch gebildet sind, der Name des Hausschweines möchte vielleicht für Letzteres sprechen;

Reh (eins der drei Waldrehe, vielleicht Cervus rufus oder nemorivagus), ngambé;

grosser Papagei, njonnjau oder njonn-njonn oder njonjo;

kleiner Papagei, guijain;

Baum, ngă oder ingă;

Wasser, ngoingoi oder ngoin-ngoin;

Feuer, pi oder ping;

Haus, inh oder ingh;

Messer, nglonglo oder nglong-nglong;

Kopf, idklí;

Hand, lningá;

Mund, njedkhü oder njüdká,

Nase, idniä́;

Auge, ikarnä́;

Ohr, idniglengk;

Haare, ingnain oder ngain;

Bart, ijuá;

Fuss, idpen;

Eins, piel;

Zwei, ragnglü oder nragnglí;

Drei, tagtong oder ntantong;

Vier, idkomenglǘ.

Die Zahlwörter werden nachgestellt.

Im Allgemeinen sollen die Coroado's, indem sie in Rio Grande do Sul niemals eine hervorragende Rolle spielten, in ihre Sprache viele Wörter aus dem Guarani aufgenommen haben.

(Schluss folgt.)

---

## Untersuchungen über die Völkerschaften Nord-Ost-Afrikas.

Von Robert Hartmann.

I.

(Fortsetzung.)

§. 8. Höchst belebt muss das Bild gewesen sein, welches Aegypten im Alterthum, etwa unter der Herrschaft seiner Ramessiden, dargeboten. Wer damals sich nilaufwärts begeben, hat die Stromufer in üppigen Saaten prangend erblickt. Selbst zur dürren Zeit, wenn Gott Seb — sein Unwesen